

Wahn und Wirklichkeit im Wohlstand (III)

Verschlissen im Arbeitsprozeß
Hans B., 31 Jahre, schlaflos

Sie retten sich mit Zusatzschichten / Von Gisela Stelly

Deutschlands Unternehmer sind verwöhnt. Im Protokoll einer Unternehmertagung kann man nachlesen: „Es ist eine Tatsache, daß ein Teil der Unternehmer durch die Entwicklung im „Dritten Reich“, wo wir alle keine Absatzsorgen hatten, durch die Entwicklung nach dem „Dritten Reich“, wo der Job weiterging, und auch aus den anschließenden Zeiten, die uns keine Absatzsorgen brachten, ... verwöhnt ist.“ Und „verwöhnt“ heißt im verharmlosenden Unternehmerjargon: Das Einkommen der Unternehmer ist von 1950 bis 1968 um 558 Prozent gestiegen, dabei ist die Zahl der Selbständigen stetig zurückgegangen. Die Löhne der Arbeitnehmer hingegen haben sich seit 1950 nur verdreifacht.

Das große Loblied auf „unseren“ Wohlstand stimmen denn auch immer nur jene an, die im Wohlstand leben. Die 3,5 Millionen Bundesbürger, die mit weniger als 300 Mark im Monat auskommen sollen, und die 2,4 Millionen (von insgesamt neun Millionen) Sozialrentner mit weniger als 350 Mark — sie reden nicht davon.

Das tun auch nicht die Menschen im Rentenalter auf dem Lande, von denen siebzehn Prozent über weniger als 200 Mark monatlich verfügen; 31 Prozent haben kein eigenes Zimmer; und sie alle können nur die Schultern zucken, wenn vom Versorgungsstaat gesprochen wird; oder wenn sich Leute über den „Überfluß“ den Kopf zerbrechen.

Wenn die Renten und die Krankenversicherung der Bundesrepublik zu Gipfeln in der europäischen Soziallandschaft hochgelobt werden, wird es den Betroffenen schwerfallen, mitzujubeln. Der Sozialkritiker A. E. Rauter stellt fest: „Aus der Rentenstatistik vom Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung ergibt sich für 1967 eine Anzahl von 7 337 900 Rentnern. Von 100 Arbeitern, die ein Altersruhegeld oder eine Erwerbsunfähigkeitsrente beziehen (es sind insgesamt 1 785 000) erhalten monatlich

- 47,3 weniger als 350 Mark,
- 30,2 weniger als 350 bis 500 Mark,
- 22,6 mehr als 500 Mark.

Von 100 Arbeiterinnen (Gesamtzahl 1 648 100) haben, statistisch, pro Monat

- 98 weniger als 50 Mark,
- 1,9 zwischen 350 und 500 Mark,
- 0,1 mehr als 500 Mark.

Sogar bei den 603 600 Angestellten erhalten von 100 monatlich

- 67,4 weniger als 350 Mark,
- 16,5 zwischen 350 und 500 Mark,
- 16,1 mehr als 500 Mark.“

Es sind Zahlen, die belegen: die edlen Mühen, „den Alten noch eine Aufgabe zu geben“, sind durchaus simple Notwendigkeit. Für viele Rentner und besonders für die Witwen geht es nicht um diese oder jene „Beschäftigung“ im Alter. Sie müssen arbeiten, um Geld zu verdienen. Nur wenige können sich die Ruhe des Alters leisten oder gar den wohlversorgten Platz im Altersheim.

So liegt etwa der Pensionssatz für ein Einzelzimmer im städtischen Altersheim in München, je nach Größe und Komfort, bei 270 bis 369 Mark. In privaten Heimen oder Stiftungen wird erheblich mehr verlangt, bis zu 1300 Mark. In der Mehrzahl der Fälle muß zudem eine Kaution — zwischen 4000 und 25 000 Mark — hinterlegt werden. Die Wartezeit für einen Heimplatz ist im günstigsten Fall zwei Jahre, meistens ist sie erheblich länger.

Das allgemeine Gerede von der „Schwerarbeit“, die im Zeitalter der Technisierung und Automatisierung der Vergangenheit angehört, verdeckt die Tatsache, daß der Mensch heute schneller und stärker denn je im „Arbeitsprozeß“ verschlissen wird, physisch und psychisch. Die Ärzte und die Krankenkassen wissen es genau. Die Wartezimmer sind überfüllt. In der Kasse der Krankenkassen herrscht Ebbe. Und kopfschüttelnd liest man die „Rezepte“, die einflussreiche Interessenten gegen diese „Misere“ ausstellen wollen.

„Flüchtig betreut“

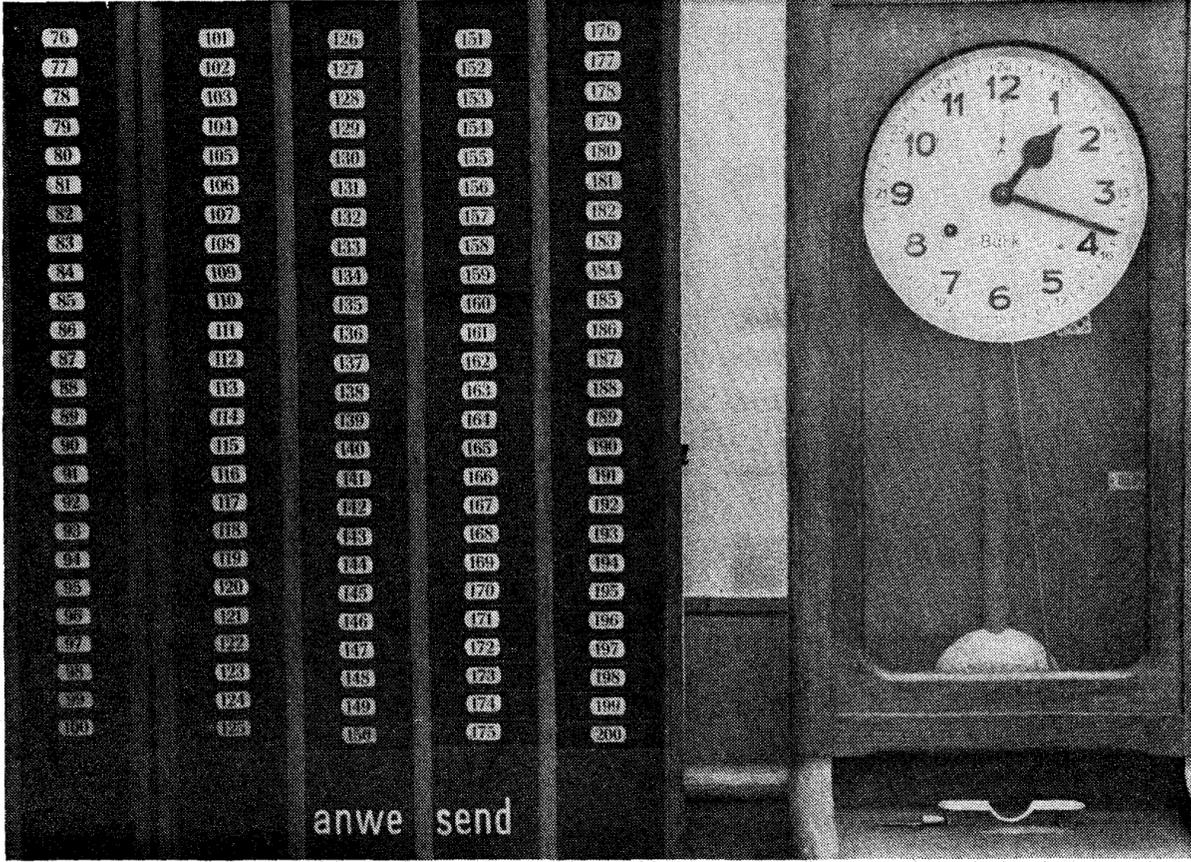
Mit Überschriften wie „Wer krank ist, muß auch zahlen“ und „Wegen drei Mark wird noch niemand sterben“ sind die zähflüssigen Regungen der Krankenkassenreform in manchen Zeitungen begleitet worden. Drei Mark pro Tag Selbstbeteiligung an den Krankenhauskosten — daran wären die Krankenkassen zwar nicht genesen, so mancher Patient aber finanziell durchaus gestorben; denn für die vielen Familien, die von 800 Mark netto Miete, Kleidung, Lebensunterhalt bezahlen müssen, haben 90 Mark im Monat und drei Mark am Tag einen erheblichen Streitwert.

Doch so weit ist es nicht gekommen; die Kranken brauchen nicht zu zahlen, auch nicht drei Mark. Im Gegenteil. Von 1970 an könnten die Beitragssätze, wie Experten behaupten, gesenkt werden.

Bisher sind sie nur gestiegen. Seit 1951 haben sie sich fast um das Doppelte erhöht und teilweise die obere Grenze — elf Prozent des Gehalts — schon überschritten. Aber im nächsten Jahr soll sich das ändern, dann wird die Lohnfortzahlung durch den Arbeitgeber die Krankenkassen entlasten, sie vor dem Zusammenbruch bewahren.

Damit hat sich zwar das Schlimmste noch einmal von den 1887 selbständigen sozialen Krankenkassen abgewandt; doch für die 28 883 000 Mitglieder — und zusammen mit den mi-versicherten Familienmitgliedern sind das 87,8 Prozent der Bevölkerung — bleibt alles beim alten: Obwohl die Ausgaben pro Versichertem in den Jahren 1951 bis 1967 von 128 Mark auf 674 Mark anstiegen, werden die Patienten in den Ordinationszimmern, wie es im „Spiegel“ stand, „zwei- bis dreimal so flüchtig betreut“ wie vor vierzig Jahren.

Dabei werden die ärztlichen Leistungen, die Aufwendungen für Krankengeld, die Medikamente und Klinikbehandlungen von Jahr zu Jahr teurer; und „von dem geltenden Versicherungs-



anwe send

„Die echte Freiheit ist, das tun zu dürfen, was man soll“ — Stechuhr

Aufnahme: Thomas Höpker

system ... profitieren vornehmlich Ärzte und pharmazeutische Industrien“, wie der „Spiegel“ schrieb, und wie es eine Kostenaufschlüsselung erkennen läßt: Den Ärzten überwiesen die Kassen 1967 je Versichertem im Durchschnitt 141 Mark (1951: 26 Mark), den Zahnärzten 51 Mark (1951: 6 Mark), und für Medikamentenkosten pro Versichertem 109 Mark (fünfeinhalbmal mehr als 1951).

So bleibt zu fragen: Hat sich denn der Gesundheitszustand der westdeutschen Bevölkerung seit 1951 verschlechtert? Oder ist er dank der fünf-einhalbmal höheren Aufwendungen der Krankenkassen auch entsprechend verbessert? Oder sind es nur die Ärzte, die Apotheker, die pharmazeutische Industrie, die fünf-einhalbmal profitieren?

Da ist es kein Argument, wenn ein Kassenarzt-Funktionär die Pleite der Kassen unter anderem damit erklärt, daß der Sozialversicherte fünfmal soviel Medikamente verbrauche wie der Privatversicherte.

Es ist schon deshalb kein Argument, weil die Lebensbedingungen des Sozialversicherten in der Regel schlechter sind als die des Privatversicherten. Er hat weniger Urlaub und schlechteren Urlaub oder gar keinen Urlaub. Er wohnt schlechter, ißt schlechter, lebt schlechter als der Privatpatient. Weshalb fünfmal mehr Medikamente die Gesundheit der Sozialversicherten sichern, darüber wissen unterschiedliche Leute Unterschiedliches zu sagen: Der Kassenarzt-Funktionär zum Beispiel sagt: Die Patienten laufen mit jedem Wehwechen zum Arzt. Oder: Sie lassen sich für sämtliche Familienmitglieder Rezepte schreiben. Oder: Die Tablettsucht hat überhand genommen.

Michael Harrington, amerikanischer Soziologe, sagt: Die Krankheit der Leute ist oft ein Mittel, sich zu ihrer kranken Umgebung in Beziehung zu setzen.

Die Statistik im Westberliner Zweigwerk des Bosch-Konzerns, nach Einführung des MTM-Rationalisierungssystems, des Methods-Time-Measurement-Systems, das von den Arbeitern mit „Mach-Tausend-Mehr“ bezeichnet wird, besagt: Im Jahr 1968 stieg die Zahl der Unfälle um fünfzig Prozent. Die Zahl der Unfälle auf dem Weg von der Arbeit nach Hause sogar um hundert Prozent.

Hier soll die Rede sein von denen, die unter ganz normalen Bedingungen ein normales Leben leben und normale Arbeit tun:

Hans B. ist 31 Jahre alt. Er ist verheiratet, hat zwei Kinder, von denen eines in die Schule geht; und er kann nicht mehr schlafen. Fünf Stunden unruhiger Schlaf, zu mehr reicht es nicht, reichen die Nerven nicht, sagt der Arzt. Er soll sich mehr bewegen. Aber Hans B. meint, daran könne es nicht liegen; denn bewegen täte er sich gerade schon genug. Er ist Getreide-

kontrollleur im Hamburger Hafen und einer der wenigen, die einen Grundlohn von 1250 Mark im Monat nach Hause tragen. „Er hat oben eine Ausbildung“, sagt seine Frau. Trotzdem, das Geld reicht nicht.

Als das zweite Kind kam, war die alte Wohnung zu klein. Für die neue — und die ist siebzehn Quadratmeter groß, liegt am Stadtrand und in einer jener Siedlungen, für die man Architekten und Bauherren gerichtlich belangen sollte — muß Hans B. mehr bezahlen, knapp dreihundert Mark. Das Auto (VW), Haushaltsgeld, Strom, Zusatzversicherungen und Kleidung brauchen den Rest schnell auf. Für den Urlaub oder Neuschaffungen bleibt nichts, würde Hans B. nicht Zusatzschichten einlegen, sonntags und sonntags auch arbeiten, um am Monatsende 500 Mark sich auf das Konto schreiben zu können.

Er zahlt dafür mit seinen Nerven, seinem Schlaf. Wie lange wird er durchhalten? Erfahrene Ärzte wissen es: Bis zum fünfunddreißigsten Lebensjahr. Akkordspitze und Spitzenverdienst sind mit 35 Jahren erreicht; dann lassen die Kräfte unaufhaltsam nach.

Die altväterische Redewendung „Arbeit hat noch niemandem geschadet“ kann nur von jenen

erfunden sein, die noch nie unter Akkorddruck arbeiten mußten, und nicht unter dem Druck, durch zusätzliche Arbeit mehr Geld nach Hause bringen zu müssen; von jenen, die nicht acht, zwölf oder gar sechzehn Stunden lang ihre Gesundheit strapazieren.

In vielen Industriebetrieben ist der höhere Profit durch Rationalisierungsmaßnahmen nichts anderes als der zu Geld geronnene Nerven- und Knochenverschleiß der Arbeiter.

In den Werken von Bosch, SEL (Standard Elektrik Lorenz AG) und Adrema wird nach dem MTM-System gearbeitet. Der Sozialkritiker A. E. Rauter beschreibt das so:

„An einer Maschine sitzt ein Arbeiter, der ein bestimmtes Teil zu fertigen hat. Dafür sind verschiedene Bewegungen und Handgriffe nötig, die man ebenso in einzelne Handlungsläufe zerlegen kann (zum Beispiel: in Hinlangen, Bringen, Drehen, Kurbeldrehen, Drücken, Greifen, Loslassen, Fügen, Trennen, Blickverschieben, Körper-, Bein-, Fußbewegungen, sowie Simultanbewegungen). Jede notwendige Muskelregung, die für den Arbeitsvorgang erforderlich ist, wurde auf Mini-Bruchteile festgelegt. Nur hat dieser MTM, der Maschinen-Teil-Mensch, einen entscheidenden

Fehler: Er ist immer noch Mensch. Er schwitzt, er zuckt mit der Wimper, er muß sich die Nase putzen oder anderen menschlichen Bedürfnissen nachkommen, die er nicht am Arbeitsplatz verrichten kann. Kurz: Er verbraucht Zeit gänzlich unproduktiv für sich selber.“

Die Bosch-Arbeiterinnen stöhnen, daß sie schon montags, nach dem ersten Achtundentag, für die ganze Woche „völlig fertig“ seien.

Und wie das MTM-System, so sind das Work-Factor-Verfahren, das Punktsystem, das MKF-System, von den Arbeitern als „Macht-Konzern-Fetter“ bezeichnet, oder das Multi-Moment-Verfahren. Sie wollen den arbeitenden Menschen zur Maschine machen und ihn dafür bestrafen, daß er wie ein Mensch reagiert; sie ruinieren ihn nervlich und physisch; und sie lassen ihn dann am finanziellen Mehrgewinn trotz höherer Arbeitsleistung nicht teilnehmen.

So ist bei SEL nach Einführung des MTM-Systems die Pro-Kopf-Leistung des Arbeiters von 36 200 Mark im Jahr 1967 auf 40 500 Mark gestiegen. Seine Mehrarbeit brachte dem Arbeiter jedoch nicht einen höheren Lohn. Wohl aber konnte der amerikanische Großaktionär im vergangenen Jahr 34 Millionen Mark Profit einstreichen.

Und der Vorstandsvorsitzende vom „Hause Siemens“ konnte „stolz“ der Presse bekanntgeben, daß für das Geschäftsjahr 1967/68 die Arbeitsleistung pro Kopf um sechzehn Prozent zunahm. Der Reingewinn, von dem freilich kein Pro-Kopfler profitiert, stieg von 108 Millionen (1963/64) auf 130 Millionen (1967/68) Mark. AEG/Telefunken konnte mit dem MKF-System eine erwartete Umsatzsteigerung von elf Prozent noch überbieten.

„Häßliche Parolen“

Die Unternehmer rechtfertigen die hohen Gewinne, die sie einstecken, und die Tatsache, daß sie mit physischen und psychischen Belastungen kalkulieren, recht unsubtil:

„Wer die Leistungsfähigkeit unserer Wirtschaft überfordert, sagt den Ast ab, auf dem wir alle sitzen. Das gilt auch für so wichtige Ziele, wie die Gestaltung der Umwelt, der Vermenschlichung der Wirtschaft, die Sozialpolitik und so weiter“ (Franz Ertel, Bankier und Rechtsanwalt).

„Soziale Marktwirtschaft ist im Gegensatz zum Sozialismus, auch im Gegensatz zum modernen Sozialismus, eine Sache der Mutigen und der Fleißigen“ (Kurt Schmücker, Druckereibesitzer).

„Um die internationale Wettbewerbsfähigkeit unserer Wirtschaft zu erhalten, dazu gehört vor allem eine Redressierung des sozialen Übermuts“ (Dr. Alwin Münchmeyer, Bankier).

„Der Arbeiter ist durch ganz häßliche Parolen von seiner Arbeit getrennt worden. Wenn man ihm dauernd sagt, er werde ungerecht behandelt und er habe nicht die genügende Sicherheit, verliert er die Lust an der Arbeit ... Die echte Freiheit ist, das tun zu dürfen, was man soll. Das muß der Arbeiter begreifen, und er tut es auch ...“ (Kurt Klingsporn, Fabrikbesitzer).

Und in einer als volkstümliche Aufklärung kaschierten Wahlschrift liest man zum Thema Mitbestimmung solche erstaunlichen Sätze:

„Nun haben Meinungsfragen ergeben, daß die Mehrzahl der Gewerkschaftsmitglieder gar keine Lust haben, sich für die Mitbestimmung ihrer Funktionäre zu schlagen. Im Betrieb können sie nämlich schon lange mitbestimmen. Das Betriebsverfassungsgesetz und nicht nur Neckermann macht's möglich. Wenn es um soziale, personelle oder wirtschaftliche Dinge geht — dann Betriebsrat. Das lernt zwar jeder Lehrling, aber mein Vater behauptet, daß die Arbeitnehmer diese Form der Mitbestimmung gar nicht richtig ausnützen würden — er meint, da sei noch viel drin.“

Solcherlei Unternehmerbegeisterung für den Betriebsrat macht stutzig; und in der Tat, was denn ist „drin“ für ihn? Den Betriebsrieden wahren und so weiter und so fort ... Die Arbeiter, die jetzt wach werden und durchaus nicht „wild“, sondern spontan gestreikt haben, sind längst skeptisch gegenüber dem Betriebsrat in seiner Friedenswahrerrolle. Sie meinen: Dieser Tanz um Mitbestimmung ähnele einem Beschwörungsritual — um die Gedanken abzulenken: von der Arbeiterforderung, an den Gewinnen beteiligt zu werden.

In der letzten Folge: Das Wunschbild der Verkäuferin Barbara L. — Kein Ausweg aus der Misere?

Die spanische Polizei hat auf den Balearen-Inseln Ibiza und Formentera 83 Hippies, darunter 17 Mädchen, verhaftet und ausgewiesen. Der Verdacht hatte sich auf „Sexualorgien“ und „Rauschgift-Partys“ gerichtet. Zur Begründung der Polizeimaßnahmen blieb ein anderes Delikt übrig: Landstreicherei.

Zur gleichen Zeit hatte ein „Hippies“-Treffen auf der englischen Insel Wight die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. 100 000 „Blumenkinder“ waren erwartet worden. 200 000 kamen. Die Anklage der „Landstreicherei“ wurde gar nicht erst erwogen. Denn das Terrain, das den jungen Leuten zur Verfügung stand, war so dicht besetzt, daß es ein Ding der Unmöglichkeit war, dort herumzustreichen. Sie saßen und lagen sehr eng beieinander unter freiem, feuchtem Himmel. Wer mehr sehen wollte als andere, kletterte auf Bäume, und da die Äste nicht be-

J.M-M: Vorsicht, Hippies!

schädigt wurden, war die Kletterei nicht strafbar.

Sie waren aus allen Ecken der westlichen Welt gekommen: „Blumenkinder“ aller Farben und in allen möglichen und unmöglichen Kleidern. Sie hörten drei Tage lang Jazz und Songs an, deren Texte von Protest und Liebe handelten. Beobachter sahen, daß einmal ein Mädchen aufsprang, sich entkleidete und tänzerische Bewegungen vollführte. Niemand erhob sich, es kam zu keinem Tanz, zu keiner Orgie. Es fehlte der Platz. Die Enge wirkte moralisch. Dazu tranken sie Fruchtsaft und Milch, verschmähten Alkohol. Sie tafelten auch nicht (kein Raum für eine Tafel), sondern waren mit dem Zufrieden, was sie mitbrachten oder ihnen in Pappkartons und Konservendosen geliefert wurde.

Am Rande des von Musik überdröhnten Festplatzes standen Hunderte von Polizisten mit ihren Schäferhunden in Bereitschaft. Am Ende des Festes sagten sie, 20 000 Wochenend-Gäste mit kurzem Haar und ordentlichen Krawatten hätten ihnen den Sommer lang weitaus mehr Schwierigkeiten gemacht als diese 200 000 Langhaarigen und Krawattenlosen. Es kam freilich vor, daß es aus den Lautsprechern hallte: „Bitte, ein Arzt!“ Dann war jemandem schlecht geworden. Und erschrocken zu hören: Zehn Rauschgift-Adepten lagen im Delirium. Man mache sich das Verhältnis klar: Zehn zu zweihunderttausend!

Die „Blumenkinder“ sprachen jedem, der es wissen wollte, von ihren Idealen: Toleranz, Friedfertigkeit, Freiheit, Rücksichtnahme.

Und verblüfft notierte ein Londoner Berichterstatler, der viele Empfindungen bei Hofe gemacht hatte: „Ich wurde am Büfett im Buckingham-Palast bedeutend mehr herumgeschubst als hier, obwohl dort die Zahl der Gäste zweitausendmal geringer war.“

Was mich betrifft: Mir liegt nichts daran, die Hippies zu feiern, obwohl ich nicht sehe, was gegen das Beispiel, das sie auf Wight gaben, vorzubringen wäre. Ich glaube auch nicht, daß 200 000 Hippies auf einer englischen Insel weniger in der Lage sein sollten, Anstoß zu erregen, als 82 „Blumenkinder“ auf zwei spanischen Inseln. Woran mag es also wohl liegen, daß sich die Engländer heute vor 200 000 Hippies weniger fürchten als die Spanier vor 82?

Hippie ist Hippie. Es muß aber ein Unterschied zwischen englischen und spanischen Polizisten oder gar Behörden sein. Welcher Unterschied?

Hans Erich Nossack
Dem unbekanntem Sieger

Roman
200 Seiten, DM 16,—

„Ein altes Nossacksches Thema: Der Realität fehlt eine Dimension, die der Wahrheit, des Traums. Der Versuch einer Rekonstruktion gilt einigen wenigen deutschen Revolutionstagen zwischen Rathenow, Magdeburg und Berlin. Der Roman hält die schwierige Balance zwischen glossierender Groteske und geheimer Trauer, trocken-hanseatischer Wunderlichkeit und blankem Witz. Ohne es expressis verbis sagen zu müssen, verweist es den Anspruch der sogenannten Realität in seine Grenzen und gibt damit auf eine diskrete Weise zu verstehen, daß Nossacks Revolutionen nicht in einem aktuell-politischen, also auch nicht in einem historischen Bereich stattzufinden brauchen, um wirklich zu sein. Jedenfalls gilt es, Nossacks Position innerhalb der modernen deutschen Literatur neu zu überdenken.“
Gottfried Just, Süddeutsche Zeitung

Suhrkamp
Verlag